



Harald Rosenløw Eeg

## Caulfield

a.d. Norwegischen von Christel Hildebrandt

Gerstenberg 2012 • 223 Seiten • 14,95 • ab 14



Kühn, kühl, Spannung versprechend und Gutes verheißend beginnt Rosenløw Eegs norwegischer Jugendthriller, der nicht nur das Glück hatte, eine gute Covergestaltung bekommen zu haben, sondern auch einen Titel, der sofort positive Assoziationen zum allseits bekannten *Fänger im Roggen* weckt. Nach einem Prolog, der keinen guten Ausgang der Geschichte ahnen lässt und somit instantan eine angenehme Rückengänsehaut erzeugt, geht es mitten ins Geschehen: Klaus und seine Mutter sehen das erste Mal ihr neues Haus in Oslo: Es gibt Kakerlaken in der Küche, eine riesige Fensterfront hin zu einem dunklen Wald und das Wetter ist sowieso ziemlich bescheiden. Der Ort ist nicht gut – und auch nicht die Schule, um die herum sich das Geschehen der nächsten Wochen bündelt. Denn Klaus, von den Ängsten und Verhaltensweisen eines notorischen Außenseiters geplagt, muss sich dort mit der Eingliederung in eine Klasse auseinandersetzen, die ein dunkles Geheimnis umgibt, und seine Mutter muss als neue Schulpsychologin direkt zur Tat schreiten, da kurz nach der Ankunft der beiden ein Junge von einer Bahn erfasst und getötet wird. War es ein Unfall, war es Suizid? Dass Klaus den Jungen, Sturla, noch kurz vor seinem Tod in einer Erpressungssituation belauschen konnte und er der letzte war, der ihn lebend gesehen hat, macht die Situation nicht einfacher – und ganz bestimmt nicht, dass Klaus anfängt, auf eigene Faust zu ermitteln. In der Hoffnung dadurch Zugang zur Klasse zu finden, gerät er in einen Strudel aus Gewalt, Erpressung und Ängsten.

Ein wunderbares Buch könnte dieser Thriller also sein. Aber er ist es nicht. Denn so verheißungsvoll spannend und interessant die Handlung klingt und so gelungen der Anfang zu sein scheint, so zielstrebig werden die Erwartungen Kapitel um Kapitel enttäuscht. Man befindet sich, liest man dieses Buch, auf einem Gang in den stilistischen Keller, jedes Kapitel ist eine Stufe – und am Ende ist man ganz unten und schaut dem Monster unter der Treppe in die Augen. Für einen Krimi heißt das: Es zeigt sich, dass jedes Stück der Handlung genau so aufgelöst wird, wie man es sich schon vor zig Seiten vorgestellt hat – die Spannung wurde künstlich aufrechterhalten. Am Ende folgt das Gähnen. Und es zeigt sich leider ganz deutlich, dies ist ein Buch, was lediglich durch stimmungsvolle, düstere Bilder (in den Wald, auf die Stadt) und durch viele poetische Beschreibungen und dunkel-romantische Andeutungen Spannung und Atmosphäre erzeugt.

Es steckt jedoch keine Substanz dahinter: Entkleidet man die Geschichte, so bleibt nur eine Handlung übrig, deren Dramatik einem nicht nachvollziehbar ist, da das ganze Problem, die ganze Verstrickung zu jeder Zeit für die Protagonisten auflösbar gewesen wäre, hätten sie gehandelt, wie



normalerweise Menschen handeln, wenn sie in Notsituationen sind. So wirken die Handlungen von allen Beteiligten jedoch, seien es Erwachsene oder Jugendliche, in entscheidenden Situationen arational; man kann es einfach nicht nachvollziehen.

Dazu kommt, dass viele Erzählmittel des Autors unglaubwürdig wirken, weil sie einfach nicht konsequent umgesetzt worden sind. So entsteht das Gefühl, sie wurden vom Autor eben dann eingesetzt, wenn es gerade passte, aber weggelassen, wo sie störten. Ein Beispiel ist die Präsenz von Internet und Computern: Oft spielen diese Techniken für die Handlung (die ja unter Jugendlichen heutzutage stattfindet) eine ganz entscheidende Rolle – und dann wieder scheint es in keinem Haushalt irgendeine Computer zu geben. Klar, hätte Klaus zu Hause einen Laptop gehabt, hätte sich ja auch die Handlung von Beginn an ins Nichts auflösen müssen. All dies und das schon benannte Problem, dass einem die Auflösung schon sehr früh klar ist, vom Autor dann aber noch über viele Seiten hinweg Nebelkerzen geworfen werden, bis sich doch alles wie erwartet löst, ist im Grunde schon genug, um einen ärgerlich werden zu lassen.

Dazu kommt leider, dass auch die Übersetzung merkwürdig stereotyp wirkt. So scheint es z.B. nur eine einzige Formulierung dafür zu geben, wenn ausgedrückt werden soll, dass die Stimme eines der Beteiligten nicht laut genug ist: „die Stimme trägt nicht“. Das ist zwar eine schöne Ausdrucksweise, kommt sie jedoch alle zwei Seiten vor, wird man misstrauisch – und schafft es über das gesamte restliche Buch hinweg leider nicht, sich dies als gewolltes stilistisches Mittel schönzureden.

So kann man am Ende leider nur sagen: Wenn in Beschreibungen, die man zu Rosenløw Eeg findet, steht, dass dieser Autor, der auch Drehbuchschreiber ist, vor allem in Filmbildern denkt und hier auch in Buchform einen Kinofilm erschafft, so hat das seine Berechtigung. Nur sitzen wir dann in einem Kinofilm, in dem das Popcorn vor einem auf dem Schoß das Einzige ist, was Substanz hat und uns abhält, hinauszugehen und etwas anderes zu machen.